

lassen. Er wird aber zugleich dadurch zu der Notwendigkeit getrieben, diese in sich selbst fragwürdig gewordene Größe dem „auf das Wohl der Gesamtkirche ausgerichteten“, mit dem Charisma letzter Sicherheit ausgerüsteten Papstamt zu unterstellen. So kann Küng auch bei aller oft geradezu verblüffenden Kritik das geltende Konzilsrecht des CIC bestehen lassen.

In der Entfaltung seines Themas bietet Küng eine wahre Überfülle von überraschenden Durchblicken, kühnen Formulierungen und neuen Akzentuierungen. Der geltende Codex Juris Canonici wird dabei in gleicher Freiheit behandelt wie etwa das Tridentinum, d. h. ihre Zeitbedingtheit wird aufs stärkste unterstrichen. Das oft geschmähte Konzil von Konstanz — „das einzige ökumenische Konzil der Kirchengeschichte, dem es nach unsäglichem Mühen (und durch wesentliche Unterstützung der starken und klugen Laiengewalt in der Person Kaiser Sigismunds) gelang, eine große Kirchenspaltung zu beseitigen“ — wird in positive Antithese zum I. Vatikanum gesetzt im Sinne „je verschiedener Akzentuierungen der zwei Pole, auf die alle Strukturen der Kirche direkt und indirekt bezogen sind“ (S. 284) und zwischen denen es heute von neuem eine Harmonie zu stabilisieren gilt.

Gelegentlich muß wohl gefragt werden, in welchem Maße das freie Entgegenkommen in der sachlichen Auseinandersetzung tatsächlich die volle Deckung durch die Gemeinschaft hat oder gewinnen kann, in der Küng steht. Wichtiger aber noch bleibt die Entscheidung in einer Reihe von Sachfragen wie z. B., ob die Erklärungen über den Gehalt der Definition der Unfehlbarkeit durch das Vatikanum I, in die Künigs Buch ausmündet, wirklich die von ihm selbst aufgestellte Forderung erfüllen, „die päpstliche Unfehlbarkeit genau so zu verstehen, wie sie das Vatikanum I verstanden hat“ (S. 330). Gewiß sind hier auf nicht-römischer Seite noch viele Mißverständnisse und Fehlinterpretationen zu überwinden, und Küng bietet selbst dazu entschieden ernst zu nehmende Hinweise. Genügt es aber, auf die Mitte zwischen den gleichermaßen abgewiesenen Ausarbeitungen des Konziliarismus und des Papalismus hinzuweisen, wenn das Konzil selbstgerecht diese Mitte nicht deutlich zu machen verstand

und wenn diese problematische Mitte selbst von Schrift und Tradition her in Frage gestellt bleibt? Küng zeigt sich dieser Tatsache auch weitgehend bewußt. Gerade deshalb verlangt der sein Buch durchdringende Geist volle Anerkennung: „Illusionen brauchen wir uns deswegen keine zu machen. Der Weg zur Wiedervereinigung... erfordert Geduld, Buße, echte Verzichte im Bereich des Kirchlich-Relativen, Verzicht von allen Beteiligten, die ja auch alle nicht ohne Schuld sind, Verzicht — Konstanz kann uns da Lehre sein — gerade auch vom Petrusamt als Dienst der Liebe für die Einheit der Christenheit“ (S. 308).

Werner Küppers

*Thomas Sartory, Mut zur Katholizität. Geistliche und theologische Erwägungen zur Einigung der Christen. (Reihe Wort und Antwort, Bd. 29 — Ökumenisches Gespräch). Otto Müller Verlag, Salzburg 1962. 475 Seiten. Brosch. DM 14.80.*

Der bekannte Leiter der UNA SANCTA, Herausgeber der gleichnamigen Zeitschrift, Mönch von Niederaltaich und derzeitige Professor an der Päpstlichen Universität St. Anselmo in Rom, faßt hier in drei großen Kapiteln zusammen, was er in den Jahren nach dem Kriege in vielen Aufsätzen, Büchern und Vorträgen öffentlich vor katholischen, evangelischen und orthodoxen Christen vertreten hat: 1.) Zugang zum Vater (Gott erkennen und mit Gott umgehen), 2.) Von Jesus Christus ergriffen (besonders bemerkenswert sind die Abschnitte: Die Mutter, die uns trennt? — Die Schrift allein — Christus allein — Die Gnade allein — und der Vergleich der Regel von Taizé mit der Regel des Hl. Benedikt), 3.) Der Geist, der eint (hier ist wichtig, was der Vf. sagt über die „Heimholung der Dogmen in das Licht des Gesamtzeugnisses der Heiligen Schrift“).

Sartory bekennt sich kühn zur Freiheit der Vollbürger in der Ekklesia: „Dieser Freimut wendet sich gegen jeden, der das Recht zum Offenbarmachen der Wahrheit einschränken und das Aufdecken der Wahrheit selbst verhindern will“ (H. Schlier zum Art. Parrhesia im Theol. Wörterbuch zum NT). „Die Engherzigkeit der Menschen muß aufgesprengt werden, soll er der Fülle Gottes begegnen“ (S. 13).

Als ökumenischer Theologe führt der Vf. das Gespräch — in erfreulich allgemeinverständlicher Sprache — mit seiner eigenen Kirche, mit evangelischen Theologen bis hin zu Bultmann, mit der Orthodoxie, dem Alt-Katholizismus und schließlich mit sich selbst. Sartory bekennt, daß seine Darstellung der ökumenischen Bewegung (Meitingen 1955) noch zu sehr am Schreibtisch entstanden sei. Wer jedoch anderen Christen ökumenisch lebendig begegnet, erfährt, daß die Wirklichkeit der Einheit größer ist, als unsere theologische Reflexion sie zu erkennen vermag. Denn Christus ist nicht gebunden. Er ist frei, sich unter den Seinen auch jenseits der Grenzen, die wir sehen, zu bezeugen. Darum müssen wir den Konfessionalisten allerseits entgegen treten. Es gibt eine Übereinstimmung in der Sache auch da, wo Lehraussagen sich formal widersprechen (S. 24). (Mit solcher Meinung ist S. kein Einzelgänger, wenn wir die Äußerung des Papstes bedenken, daß das Sprachgewand der Wahrheit wandelbar sei.) Die Liebe ist letztlich das Kennzeichen der Jünger Jesu. Sie erschüttert alle katholische — wir fügen hinzu: auch die protestantische — Selbstsicherheit (vgl. E. Schlink, „Pneumatische Erschütterung?“ in *Kerygma und Dogma*. Okt. 1962).

Mit solchen Einsichten betreten wir ein Neuland, das mit rechtlichen Kategorien nicht mehr faßbar ist. In Christus wachsen heute schon die getrennten Christen zusammen (S. 28 f.). „In jedem Glaubenden, Hoffenden, Liebenden offenbart sich das Mysterium der Kirche“ (S. 475). Wo Er uns anblickt, kommt die Einheit Seiner Kirche auf uns zu. —

Noch bleibt die Grenze, die uns trennt. In diesem Buch spricht zu uns ein Christ und Lehrer der römisch-katholischen Kirche. Er spricht zu uns nicht als Enthusiast, der die Grenzen überspringt. Aber in seinem Wort wird diese Grenze so durchsichtig, der Dialog mit dem reformatorischen Glauben wird so verständnisvoll geführt, daß der evangelische Leser über solchen „Mut zur Katholizität“ sich nur freuen kann und wünscht, Zeugnisse gleicher innerster Leidenschaft für die rechte katholische Einheit der Kirche auf dem Boden des evangelischen Bekenntnisses zu vernehmen.

Reinhard Mumm

J. P. Michael, *Christen glauben Eine Kirche. Wiedervereinigung ohne Rom?* 2., wesentlich erweiterte Auflage. Paulus Verlag, Recklinghausen 1962. 239 Seiten. Kart. DM 7.80.

Die zuerst 1958 als Taschenbuch im Herder-Verlag unter dem Titel „Christen suchen Eine Kirche“ erschienene Darstellung der ökumenischen Bewegung aus röm.-katholischer Sicht (vgl. Heft 2/1958 S. 103 f. dieser Zeitschrift) liegt jetzt in 2. Auflage vor, umgearbeitet und ergänzt auf Grund der zahlreichen und z. T. einschneidenden Ereignisse, die die Jahre seither gebracht haben. Der Verf. hat im Blick auf die Einheitsformel von Neu-Delhi das Wort „suchen“ durch „glauben“ ersetzt, weil er eine bestimmte Vorstellung von der Einheit der Kirche sich jetzt in der Ökumene abzeichnen sieht. Das veranlaßt ihn zu der besorgten Frage, die er geradezu als „das dramatische Moment“ seines Buches bezeichnet, ob denn der Ökumenische Rat „dieses Ziel auf Grund von dogmatischen Voraussetzungen und mit Methoden verfolgt, die es dem Papst unmöglich machen, eine solche Einheit anzuerkennen“ (S. 6). Schon diese Frage macht deutlich, daß wir es hier nicht mit einem dynamischen, vorwärtsweisenden Dialog zu tun haben, sondern mit einem kritischen Maßnahmen ökumenischer Lebensäußerungen an der unverrückbaren Norm röm.-katholischer Lehraussagen. Nun sind wir in der ökumenischen Bewegung sicherlich aufgeschlossen für eine hilfreiche und brüderliche Kritik und sollten darum auch vieles, was der Verf. an Fragen und Einwänden erhebt, ernsthaft durchdenken, aber hier stört nicht nur wie schon in der 1. Auflage die oft anfechtbare Stoffdarbietung und deren Interpretation, sondern vor allem die bedrückend starre, selbstsichere und darum letztlich unfruchtbar wirkende Betrachtungsweise der interkonfessionellen Situation. Mag sich dieses z. T. aus der persönlichen Lebensführung des Verfassers, der 1950 zur röm.-kath. Kirche konvertierte, erklären — die Dimensionen des Gesprächs zwischen der Ökumene und Rom sind inzwischen andere (und wie uns scheinen will: verheißungsvollere), als sie sich uns in diesem Buch eröffnen.

Um dies wenigstens an einem Beispiel zu veranschaulichen: Der Verf. meint, der Öku-